

Die Aufgabe einer Volluniversität in der Gegenwart

Ansprache zur Jahresfeier am 23. Oktober 2010

625 Jahre Ruperto Carola

Universität, Alte Aula

Paul Kirchhof

Magnifizenz, verehrte Festversammlung,

wenn wir heute die Tradition, die sich stets erneuernde Erfahrung unserer Universität feiern, um daraus Impulse für unsere Zukunft zu gewinnen, so liegt das Kernanliegen dieses Festes im Innehalten, im Sich-Besinnen, im Sich-Vergewissern. Ich möchte diesen unseren distanzierenden Blick auf uns selbst mit drei Überlegungen zur Volluniversität, zu deren akademischer Freiheit und zu ihren Leistungen schärfen.

1. Die Volluniversität: Zusammenwirken von Natur- und Geisteswissenschaft

Die Naturwissenschaften suchen die Welt in Erfahrung und Experiment zu erkennen, die Geisteswissenschaften sie in Verstehen und Deuten zu ergründen. Beides gehört zusammen und wird im gegenseitigen Dialog wirksam.

Wenn der forschende Arzt erkennt, dass ein junger Patient anlagebedingt in späteren Jahren an einer schweren Krankheit leiden wird, hat er in einem ärztlichen Gespräch zu erkunden, ob der Patient diesen Befund wissen will. Stimmt dieser nach Aufklärung zu, darf der Arzt den Patienten nunmehr über seine Krankheit unterrichten. Doch dieser eilt bestürzt zu seiner Familie und überbringt die Botschaft, dass die gesamte Familie genetisch belastet sei. Alle Familienmitglieder sind – ohne dass sie eingewilligt hätten – von der Last dieses Wissens betroffen. Hier stellt sich für die Volluniversität die Aufgabe, im Zusammenwirken zwischen Natur- und

Kulturwissenschaften zu klären, wie der Mensch mit seinem ständig wachsenden Wissen umzugehen hat.

Wenn der Arzt dann seine Erkenntnis aus seinem persönlich verantworteten Gedächtnis auf das technische Gedächtnis, den Computer, überträgt, wird objektives Wissen jenseits individueller Kontrolle zugänglich. Hier müssen die Kultur- und Naturwissenschaften miteinander beraten, wem dieses Wissen zugänglich gemacht werden soll. Dürfen der Arbeitgeber, der Versicherer, die zukünftigen Schwiegereltern den Computer lesen? Gelingt es, auch über den Computer die Schutzglocke des Arztgeheimnisses zu stülpen? Können wir das Arztgeheimnis, das Beratungsgeheimnis, das Bankgeheimnis und das Journalistengeheimnis gegen die Macht des Geldes abschirmen, wenn eine CD gekauft werden soll?

Der Mensch braucht die Empirie. Das zeigt in unserem Beispiel die ungeheure Heilungschance, die in der Genforschung eröffnet wird. Er braucht aber ebenso Handlungsmaßstäbe, die ihm sagen, wie er das neue Wissen im Dienst des Menschen einsetzen soll. Wissenschaftliche Neugierde und wissenschaftliches Suchen nach einer Kultur des Maßes gehen Hand in Hand.

Wären die Atomwissenschaftler bei der Erfindung der Atombombe erfolglos gewesen, ginge es uns heute besser. Es wäre gut, wir wüssten von der Atombombe nicht. Doch das Orientierungswissen wird kaum das Erfahrungswissen unterdrücken können. Deswegen brauchen wir alle Kraft von Recht und Ethik, um die Wirkungen dieses Wissens in Schranken zu weisen. Idealtypisch hätten wir weltweit schon einen Atomwaffensperrvertrag schließen sollen, bevor die Waffe entwickelt worden ist.

Nur die Volluniversität lehrt uns auch den Umgang mit der Ungewissheit. Jeder in die Weite denkende Mensch fragt, wie aus dem Nichts ein Etwas wird, wie aus dem Etwas sich ein Mensch entwickelt, wie der Mensch in der Suche nach Sinn und Ziel seines Lebens eine Gemeinschaftskultur entfaltet. Doch dabei bedenkt der Mensch seine Endlichkeit, erwägt Antworten jenseits seiner Erfahrung und Handlungsmöglichkeiten. Er greift auf die Fähigkeit zu hoffen, zu vermuten, zu vertrauen zurück. Diese geistige Weite ist Folge seiner Rationalität.

Alle Wissenschaften rücken, je erfolgreicher sie sind, die Schranken menschlichen Wissens ins Bewusstsein. Sobald ein Wissenschaftler etwas erkannt hat, beginnen neue Zweifel des Nichtwissens. Der Zweifel ist Ausgangspunkt der Rationalität, des wissenschaftlichen Forschens, Grundlage der Selbstvergewisserung und Kultur. Die

Universität lässt ihre Mitglieder täglich erleben, dass sie geistig stets in die Weite, in das Fortschreiten, in die Grenzenlosigkeit drängen, Erfahrungen sie aber immer wieder in das Jetzt, die Begrenztheit, die Bedingtheit des eigenen Ichs zurückwerfen.

Das naturwissenschaftliche Denken weist den Einzelnen eher aus der Stellung des selbstbewusst wollenden und selbstverantwortlich handelnden Menschen, versteht ihn als kleines übergebares Teilchen in einer von Kausalitäten und Determiniertheiten bestimmten Wirklichkeit. Die Naturwissenschaften rücken den Menschen aus der Mitte der Welt, sehen die Erde als einen immer kleineren Punkt im Weltall, den Menschen als vergängliche Erscheinung auf dieser Erde, weniger sichtbar und bedeutungsvoll als der Punkt am Ende eines Satzes. Die Biologie stellt den Menschen in 98% seiner Gene dem Affen gleich. Die Psychologie bestreitet die Verfügungsgewalt des Menschen über sich selbst. Die Gehirnforschung deutet menschliche Entscheidungen in Kausalabläufen innerhalb des Hirns und stellt fast die Freiheit in Frage. Die Genforschung schickt sich an, die Identität des Menschen verändern und seine bisher unbekannte Zukunft voraussagen zu können. Je mehr der Mensch die Welt beherrscht, desto mehr droht er sich selbst zu entgleiten.

Das Orientierungswissen rückt den Menschen in die Mitte der Welt. Es macht ihn zum alleinigen Adressaten seiner Aussagen, betont seine Einmaligkeit in Würde, Geschichtlichkeit und Personalität, setzt auf Freiheit und Selbstbestimmung, begründet Verantwortlichkeit, Schuld und Haftung des Menschen, die es bei gänzlicher Determiniertheit des Menschen nicht geben könnte. Dieses Menschenbild einer würdebegabten, freien und verantwortlichen Person wird von allen Wissenschaften vertreten und trägt ein Konzept des Freiheitsvertrauens. Hier liegt der Ursprung für den wissenschaftlichen Fortschritt, die künstlerische Entfaltung in Formensprache, für das Streben nach dem stets Besseren, für die Fähigkeit zu Zufriedenheit und Dankbarkeit, für das Gewissen, in dem der Mensch seine innere Geschichte selbst beurteilt.

2. Freiheitsvertrauen

Wissenschaftsfreiheit ist ein Angebot. Niemand muss studieren, forschen oder lehren. Die Menschen dürfen die Wissenschaftsfreiheit wahrnehmen. In der Universität Heidelberg erleben wir einen herausragenden Willen zur Wissenschaft. Wir haben deutlich mehr Studienbewerber als Studienplätze, mehr Lehrstuhlbewerbungen als Lehrstühle. Doch wenn die Nachfrage das universitäre

Angebot übersteigt, wird aus der Freiheit der Nachfrager Gleichheit. Ein Student, der sich in Freiheit entschieden hat, in Heidelberg Medizin zu studieren, wird dieses tun, weil es seinem freiheitlichen Willen entspricht. Der Bewerber an der Universität Heidelberg jedoch wird erleben, dass sein Antrag nach Qualifikationsmerkmalen mit denen anderer verglichen, ihm also ein Studienplatz nach Gleichheit zugewiesen wird. Nicht sein Wille setzt sich durch, sondern der Auftrag des Gleichheitssatzes, rechtlich sachgerecht zu unterscheiden. Gleiches gilt für den Wissenschaftler, der nach Forschungsressourcen, begrenzten Hörsälen und Foren für seine Publikation nachfragt.

Die Universität steht deshalb vor der Aufgabe, in der Gleichheitsentscheidung so viel Freiheit wie möglich zu gewähren. Zu überprüfen ist eine Verwaltungspraxis, die durch die projektbezogene Mittelvergabe, die Zielvereinbarung, durch Auditierung, Evaluierung, Zertifizierung Freiheit gefährden kann. Der Forscher und Lehrer darf, nachdem er sich durch Examen, Dissertation, Habilitation und Berufungsverfahren qualifiziert hat, einen Vertrauensvorschuss für seine Freiheit erwarten. Selbstverständlich braucht die Universität Kontrollinstrumente, um sich ihrer Aufgabenerfüllung und ihrer Ressourcen zu vergewissern. Doch diese Selbstkritik leistet zunächst der Wissenschaftler selbst aus der Kraft seiner Neugierde, seines Willens zur Erkenntnis, seiner Freude am Annerkanntwerden im eigenen Fach. Normen richten sich nach dieser Normalität. Universitäre Autonomie erwartet erst individuelle, dann institutionelle Selbstkorrektur.

Schließlich erfordert der Freiheitsgedanke, dass wir einen festen Standpunkt im internationalen Wettbewerb und der internationalen Zusammenarbeit gewinnen. Der Wettbewerb ist ein faires Verfahren, das die Konkurrenten letztlich in Sieger und Besiegte unterteilt. Das gilt im Sport, im Kampf um ein politisches Mandat, im wirtschaftlichen Wettbewerb. Wer das beste Angebot unterbreitet, erhält den Auftrag, alle anderen sind Verlierer.

Andere Grundsätze bestimmen die internationale Zusammenarbeit. Der Kollege, die Partneruniversität sind nicht Konkurrenten, deren Studenten und Gesprächspartner wir für uns abwerben wollen. Wir begegnen unseren Partnern nicht mit dem Ziel, sie im Wettbewerb schöpferischen Zerstörung bekämpfen, gar sie feindlich zu übernehmen. Die Zusammenarbeit baut auf gegenseitiges Vertrauen, gegenseitigen Austausch unserer Güter „Wissen“, gegenseitige Förderung und Anregung.

Im Kern ist jeder Wissenschaftler auch in der Kooperation auf sich selbst zurückgeworfen. Wenn wir einmal ein Zehntel unserer 625 Jahre zurückdenken, führt uns dieser Blick in die Zeit von 1945 bis 1949. Deutschland lag politisch, wirtschaftlich, rechtlich, moralisch darnieder. Die Männer waren im Krieg gefallen oder in Gefangenschaft. Häuser und Fabriken waren zerstört. Die Ministerpräsidenten hatten gefragt: „Überleben wir den Winter?“. Und Konrad Adenauer sagte mit Blick auf die Berlinkrise, es drohe der Dritte Weltkrieg.

In diese Krise schreibt der Verfassungsgesetzgeber am 23. Mai 1949 in den ersten 19 Artikeln unseres Grundgesetzes das Prinzip der Freiheit. Jeder ist auf sich selbst verwiesen. Die Verfassung erwartet von den Menschen, dass sie ihre Häuser mit der Kraft ihrer Hände wieder aufbauen, ihre Familien aus der Kraft ihres Berufes ernähren. Diese Freiheitszumutung wurde mit dem Willen aufgenommen, das individuelle und das gemeinschaftliche Leben elementar besser zu gestalten als vorher. Das Ergebnis ist bekannt: Es entstand ein Kulturstaat, eine gefestigte Demokratie, ein Wirtschaftswunder.

Auch heute haben wir eine Krise. Doch die Gefährdungen des Finanzmarktes sind nicht annähernd so dramatisch wie die damalige Krise. Dennoch hat sich alle Fantasie der Sanierer allein auf die Frage gerichtet, wie es gelingen könne, zur Rettung bestimmter Finanzinstitute in die Staatskasse zu greifen. Wir haben einen Rettungsschirm aufgespannt, der Unternehmen mit systemischen Problemen – mit einer ungebührlichen Vernetzung untereinander – ins Trockene stellt, den mittelständischen Konkurrenten im Regen stehen lässt, die zukünftigen Steuerschuldner durch den schuldenfinanzierten Schirm in die Traufe bringt. Hier braucht ein freiheitliches Gemeinwesen eine Universität, die grundsätzlich in Frage stellt, ob diese Entwicklung den richtigen Weg nimmt. Auch hier erlebt jeder verantwortliche Wissenschaftler nicht Freiheit in Einsamkeit, sondern eine Freiheit des Begegnens, des Mitteilens, des Teilens. Doch letztlich steht er allein für sein Wissen und seine Publikationen. Diese Individualisierung von Recht und Verantwortung ist Bedingung der Freiheit.

3. Leistungen der Universität

Die Universität gibt der Gesellschaft ihr Wissen: Sie lehrt, wie man den Menschen heilt, wie der Mensch seine Geschichte verstehen kann, wie er sein Leben in Recht und Ökonomie führen sollte, wie er in den Mikrokosmos und den Makrokosmos

vordringt, wie er in Technik und Naturherrschaft fortschreitet. Dieses Wissen bietet der Welt geistige Weite.

Ich habe diese akademische Weite gestern wieder unmittelbar erlebt, als ich an einer Habilitationskonferenz bei den Germanisten teilzunehmen hatte. Das Thema der Arbeit lautete „Schiller und das Recht“. Dabei ging es auch um die Geltung von Verfassungs- und Völkerrecht. Der Jurist denkt dann in guter Gewohnheit, in Rechtserfahrung, in der Kontinuität erprobter Werte und bewährter Institutionen. Hier aber stellte sich plötzlich die Frage, ob die Dichtung, die das Publikum zum Richter macht, also durch das Drama zur rechtlichen Maßstabsbildung drängt, auch ein Geltungsgrund für Recht sein kann. Gestern war für mich wieder ein guter universitärer Tag.

Dieses Wissen will wandern. Wir geben es an den Studenten weiter, der geistig auf den Schultern seines Professors steht, die Selbstironie dieses Sprachbildes, vielleicht auch die Paradoxie dieses Generationengedankens – ein sinnstiftenden Verwirrspiel - versteht und hofft, dass die Schultern tragen. Wir geben unser Wissen auch an die Anwender weiter; manche Patente liegen nicht beim Forscher, sondern bei der Industrie. Wir wenden uns an die Öffentlichkeit, um Fragen zu stellen und Lösungen anzubieten.

Dabei ist Wissen stets nur Wahrscheinlichkeit. Wir antworten „nach heutigem Stand von Wissenschaft und Technik“. Unsere Denk- und Experimentiermethoden fragen stets nach den Fehlerquellen. Der Medizinprofessor lehrt den Heilversuch. Der Richter bereitet den jungen Richter darauf vor, dass er über eine Tat urteilen muss, bei der er nicht anwesend war, die er nur nach Wahrscheinlichkeit und Vermutung einschätzen kann. Wissenschaft ist seriös, wenn sie die erhofft „absolute“ Sicherheit verweigert.

Doch unsere Gesellschaft fordert seit der Französischen Revolution Freiheit, Gleichheit, Sicherheit. Das dritte Ideal ist nicht die Brüderlichkeit, sondern – in fünf der sieben auf die Revolution folgenden Verfassungen – die Sicherheit. Doch die erhoffte Sicherheit ist kaum erreichbar. Ich habe jüngst eine Seminar über den Wert des Geldes veranstaltet. Wir haben über das Einlösungsvertrauen, das wir in das Geld setzen, nachgedacht. Wer bei einem Institut (der Bank) in einem Buch (dem Konto) bei seinem Namen die Zahl 50.000 Euro liest, diese Zahl dann auf ein anderes Buch auf den Namen eines Autohändlers übertragen kann, erhält von

diesem Händler ein Auto im Realwert von 50.000 Euro. Auf die Frage, warum wir diesem Geldwert vertrauen, antwortet die Literatur mit Goethe, Faust II. Die Empirie verweist auf die umlaufenden Geldmengen. Die Idee des Sparens definiert den Konsumverzicht von heute als die aufgeschobene Konsum- und Investitionskraft von morgen. Als ich diese verschiedenen Sichtweisen zum Einlösungsvertrauen des Geldes auf der abendlichen Heimfahrt zusammenfügen wollte, umging mich das starke Gefühl einer volluniversitären Bescheidenheit. In unserem Fach sind wir der Souverän, der Herrscher im begrenzten Raum, in der täglichen Begegnung mit dem anderen Fach schlicht der nachdenkliche Mensch.

Ebenso vertrauen wir auf die Zahl, die aber die Vielfalt der Welt auf das Zählbare zurücknimmt und das Nichtzählbare im Dunkeln des Unerheblichen belässt. Unser Ärger im Autostau erscheint in der Statistik des Bruttoinlandsprodukts als ein Plus, weil wir Benzin verbrauchen, also den Konsum steigern. Der Schmerz des Patienten lässt sich in der Zahl der verwendeten Schmerzmittel zählen, nicht aber in der persönlichen Bedrängnis und Not quantifizieren.

Wenn jemand sein Geld in einen Fonds gibt, verwaltet der Fonds dieses Geld zusammen mit dem Geld von zehntausend anderen Anlegern, legt es in einer Gesamtsumme von einer Milliarden irgendwo in der Welt an. Niemand weiß, ob das Geld in einem Hoch- oder Niedersteuerland war, ob nur die Erträge oder auch die Veräußerungsgewinne versteuert werden müssen. Das Geld wandert als anonymer Teil der Gesamtsumme von einer Milliarden Euro um die Welt. Doch jetzt übergeben wir diesen undurchsichtigen Vorgang einem grandiosen Vereinfacher, unserem Computer. Dieser verteilt die Gewinne nach einem Programm, das nach statistischer Vermutung und Wahrscheinlichkeit ausgerichtet ist. Dieser Verteilungsmaßstab ist hoch abstrakt, für den Ertrag der einzelnen Person eher fiktiv. Doch der Anleger erhält von seiner Bank schöne Zahlenkolonnen, die gerade ausgerichtet, frei von Rechenfehlern und in der Präsentation gut geordnet erscheinen. Diese fiktiven Zahlen gibt der Anleger dann als Spiegel der Wirklichkeit an sein Finanzamt weiter.

Ein guter Freund, ein forschender Arzt, wollte mir diese Distanz zur Zahl, zur Bilanz, zur Statistik anlässlich eines Geburtstags nachdrücklich ins Bewusstsein rücken. Er wünschte mir: „Nun streng dich an, werde hundert Jahre alt, danach, so sagt die Statistik, stirbt kaum noch ein Mensch.“

Wissen ist Wert. Diesen Wert erleben wir – ideell und materiell – in unserer Universität. In dieser gelehrten Republik entfalten wir uns als Wissenschaftler, erfahren Begegnung und Austausch, werden geistig reicher, empfinden Zugehörigkeit. Diese Universität spiegelt die Kraft der Freiheitsidee. Sie hat 625 Jahre erlebt. Staaten und Stände, Firmen und Vereine sind untergegangen. Unsere Universität wirkt noch heute als Institution des freien, lebendigen Geistes und hat in dieser Freiheit des Wissens, Forschen und Lehrens eine große Zukunft vor sich.

Diese Universität besteht aus Menschen, die hier wirken. Deswegen sind wir diesen Menschen dankbar. Und dabei denken wir in den Strukturen der Repräsentation. Unser Repräsentant sind Sie, Magnifizienz, lieber Herr Eitel, und deshalb sage ich Ihnen für dieses Heute in unseren 625 Jahren ein herzliches, auch persönliches Danke.